



## Von Gott geformt

Jeremia 18,1-4

**Sonntag, 18. September 2022**

**Dank-, Buss- und Bettag / Friedenssonntag MWK**

Lukas Amstutz  
lukas.amstutz@bienenberg.ch

Es gilt das gesprochene Wort

265 Jahre ist es her, seit Christian Fürchtegott Gellert das Lied gedichtet hat, das wir soeben miteinander gesungen haben.<sup>1</sup> 1757 - mitten in der Zeit der Aufklärung. Jene Epoche, in der immer mehr Menschen in Europa den Mut fanden, den eigenen Verstand zu gebrauchen. Nicht mehr alles glauben, was andere sagen. Selber denken. Selber entscheiden.

Die Kirche tat sich mit dieser Entwicklung teilweise recht schwer. Ihre traditionellen Glaubenssätze wurden kritisch hinterfragt. Warum sollen wir dies glauben oder jenes tun? Gibt es vernünftige Gründe dafür? Solche Fragen war sich das Kirchenpersonal nicht gewohnt. Bisher galt: Was die Kirche sagt, ist wahr – verstehen muss man es gar nicht. Das eigenständige Denken wurde daher in der Kirche häufig als Konkurrenz wahrgenommen. Glaube oder Vernunft – beides geht nicht.

Geht doch. Sagten schon damals Leute wie Gellert. Hören wir noch einmal auf die 5. Strophe: «Der Mensch, ein Leib, den deine Hand so wunderbar bereitet; der Mensch, ein Geist, den sein Verstand dich zu erkennen leitet, der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preis, ist sich ein täglicher Beweis von deiner Güt und Grösse.»

In seiner Ganzheit wird der Mensch hier als Gottes Geschöpf beschrieben. Der Mensch als Leib – ein wunderbares Kunstwerk Gottes. Der Mensch als Geist – von der Vernunft angeleitet, Gott immer besser zu verstehen. Der Verstand führt hier also nicht von Gott weg, sondern gerade zu ihm hin. Ja, erst wer seinen Verstand gebraucht, kann Gott und seinen Willen erkennen. Erst wer über das Leben nachdenkt, erkennt darin den Schöpfer und seine Macht. So logisch ist das, meinte Gellert und fragt am Liedende rhetorisch: «Wer wollte Gott nicht dienen?»

Im Jahr 2022 sind wir etwas weniger euphorisch. «Der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preis», hat Gellert gedichtet. Da schütteln heute viele resigniert den Kopf. Der Mensch hat den Planeten Erde an den Rand des Kollaps gebracht. Nichts da, mit «Krone der Schöpfung» - für die Natur sind wir eher ein Virus, der hoffentlich wieder verschwindet. Der Mensch – das ist eine echte Zumutung für die Schöpfung!

Und dass uns die Vernunft direkt zu Gott führt, war auch eine etwas gar optimistische Annahme. Sicher: Viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind gerade in ihrem Forschen und Denken Gott begegnet. Aber längst nicht alle Menschen,

die sich mutig ihrer Vernunft bedienen, beginnen wie von selbst, anbetend des Schöpfers Macht zu besingen. Keine Frage: Christian Fürchtegott Gellert hatte ein idealistisches Bild eines aufgeklärten Menschen. Dieses rationale und gottesfürchtige Menschenbild hat Risse bekommen. Die Versuchung ist nun gross zu sagen: Das haben wir von dieser Aufklärung. Früher war alles besser. Damals, als die Menschen weniger geforscht und gewusst haben. Mehr glauben, weniger denken.

Dieser Glaube an die gute alte Zeit überzeugt mich nicht. Sicher: Die Aufklärung hat unserem Glauben einige Herausforderungen beschert. Aber Gott als Schöpfer anzuerkennen und sich von ihm formen zu lassen – das fällt uns Menschen seit jeher schwer. Davon könnte auch Jeremia mehr als ein Lied singen.

Jeremia lebte vor mehr als 2'600 Jahren in der Nähe von Jerusalem. Als Teenager machte er eine Gotteserfahrung, die sein ganzes Leben prägte. Während rund 40 Jahren begleitete Jeremia das Volk Israel als Prophet. Er erinnerte seine Mitmenschen immer wieder an die alte Geschichte: «Denkt daran! Als wir Sklaven in Ägypten waren, hat Gott uns befreit. Er hat uns in dieses Land geführt. Er hat mit uns einen Bund geschlossen. Er will unser Gott sein und wir wollen doch gemeinsam sein Volk sein.»

Dieser Gott sollte doch das Leben der Menschen prägen, war Jeremia überzeugt. Aber immer mehr wurde er Zeuge davon, wie egal dieser Gott den Menschen war. Sie feierten zwar immer noch schöne Gottesdienste, sangen Lieder und brachten Opfergaben – aber im «richtigen» Leben spielte dieser Gott kaum eine Rolle. Viele lebten, als ob es diesen Gott nicht gäbe. Ihr Glaube formte ihren Alltag nicht.

Jeremia litt an dieser Situation. Er begann zu zweifeln: an seinen Mitmenschen, an sich und an Gott. Und er ahnte: Das kommt nicht gut. Unser Miteinander verliert sein Zentrum. Alle drehen sich nur noch um sich. Wenn das so weitergeht, kommt's zum Kollaps. Am liebsten hätte Jeremia hingeschmissen. Davonlaufen, wie Jona. Macht doch, was ihr wollt. Aber immer wieder tritt Gott in sein Leben, spricht ihn an – und Jeremia hört zu. So wie in der folgenden Szene:

*«<sup>1</sup> Das Wort des Herrn erging an mich, an Jeremia; er sagte zu mir: <sup>2</sup> »Geh hinunter zum Haus des Töpfers! Dort wirst du hören, was ich dir zu sagen habe.« <sup>3</sup> Ich ging hin und fand den Töpfer bei seiner Arbeit an der Töpferscheibe. <sup>4</sup> Wenn ihm ein Gefäss unter den Händen misslang, dann machte er aus dem Ton ein anderes, ganz wie er es für richtig hielt.» (Jer 18,1-4)*

Da steht Jeremia also mitten in der Töpferstube. Fasziniert beobachtet er den Töpfer. Und ich kann ihm so gut nachfühlen. Wie von Zauberhand windet sich in den Händen des Töpfers der Ton in die Höhe. Formen werden erkennbar. Aus Tonklumpen werden wunderschöne Gefässe.

Leicht sieht es aus. Kinderleicht. Ist es aber nicht. Das weiss ich aus eigener Erfahrung. Töpfern endet bei mir im Desaster. Der Ton macht alles, nur nicht, was ich will. Mit Glück entsteht ein unförmiges Irgendwas. Und am Ende schmeisse ich den Tonklumpen entnervt weg. Vielleicht ging es Jeremia ähnlich.

Als er darüber nachdenkt, was er da in der Töpferstube sieht, beginnt er zu verstehen. So ist es doch mit Gott. Er ist der Schöpfer. Wir Menschen, wir als Volk, sind

der Ton. Aus sich heraus wird der Ton kein Krug. Er braucht den Töpfer. So existentiell brauchen wir den Schöpfer. Ihm verdanken wir unsere Form, unsere Identität, unser Leben.

Aber wir sind doch nicht so willenlos wie ein Stück Ton? Oder ist es halt doch so, dass uns Gott wie ein Töpfer nach seinem Willen formt, ohne uns zu fragen? Was ist, wenn wir uns nicht formen lassen wollen? Zwingt Gott uns dann?

Jeremia denkt nach und beginnt Gott zu hören: Nein. Ich will nicht auf euch rumkneten. Im Gegenteil – ich lasse mich von euch sogar umstimmen. Es geht mir nämlich um eine Beziehung. Ein Miteinander. Natürlich bleibt da ein grundlegender Unterschied zwischen euch und mir. So wie zwischen Ton und Töpfer. Ihr formt nicht mich, sondern ich euch. Aber ich habe euch Erdlingen meinen Lebensatmen eingehaucht. Ihr lebt. Und ich möchte euch für meine Idee eines blühenden Lebens gewinnen. Ich will euch segnen, damit ihr für andere – die gesamte Schöpfung – ein Segen seid.

Jeremia wird traurig und nachdenklich: Wir sind nicht mehr das Gefäss, das Gott gebrauchen kann. Wir verfolgen eigensinnige Ziele. Und er hört bereits die Worte seiner Landsleute: «Wir werden unsere eigenen Pläne ausführen und so böse und starrsinnig sein, wie es uns gefällt!» (Jer 18,12).

Das können Menschen tun. Darin unterscheiden wir uns von einem Stück Ton. Aber so, dienen wir nicht mehr dem, was Gott sich vorstellt. Für den Töpfer werden wir unbrauchbar. Aber noch schmeisst er den Ton nicht entnervt in die Ecke. Einmal mehr soll Jeremia den Menschen zurufen: «Kommt doch zurück von eurem verkehrten Weg! Ändert euer Leben und Tun!» (Jer 18,11).

Dank-, Buss- und Betttag. Ein Dreiklang, der zusammengehört. Ein Tag, der dazu einlädt, darüber nachzudenken, wie es denn steht, zwischen dem Töpfer und dem Ton. Dem Schöpfer und mir. Wagen wir einen Blick in die Töpferstube.

Gott als Töpfer – das Bild liefert gute Gründe, dankbar zu sein. Dieser Gott nimmt sich Zeit. Für dich und mich. Für uns. Ein Stück Ton – das ist für ihn nicht einfach ein Stück nerviger Dreck. Dieser Ton – wir Menschen – sind in den Augen Gottes wertvoll.

Für Laien wie mich, lässt Ton das Herz nicht höherschlagen. Ganz anders die Töpferin. Im Ton steckt Potential. Da drin steckt bereits der wunderschöne Krug, aus dem herrlich frisches Wasser fließen wird. Die Töpferin – sie sieht im Ton etwas, was andere noch nicht sehen können.

So ist Gott. Unser Leben mag so gewöhnlich erscheinen, wie ein Stück Ton. Gott will daraus etwas Schönes formen. Ein Unikat, einzigartig und kostbar. Wie einst im Garten, haucht Gott uns allen das Leben ein. Er gibt uns, was wir uns nicht geben können. Dein Leben – ein Geschenk Gottes.

Das Bild vom Ton – es erinnert uns Menschen auch an unsere Grenzen. Wir sind nicht unser eigener Schöpfer. Das vergessen wir leicht. Vor allem in einer Zeit, die uns sagt: Du bist der Schöpfer deines Glücks. Tu, was du willst, alles andere verhindert deine persönliche Entwicklung.

Ja, wir sind nicht leb- und willenlose Tonkrüge. Wir sind Menschen. Als solche überschätzen wir uns manchmal. Und verrennen uns. Wir schaden uns, anderen, der übrigen Schöpfung. Wir sind genial – und doch grausamer als jedes Tier.

Dem Schöpfer bricht dies das Herz. Dazu hat er uns nicht geschaffen. Er mag nicht zusehen, wie sich seine Geschöpfe gegenseitig zerstören. Deshalb ruft Gott zur Umkehr. Nicht um uns zu bestrafen. Nein – er möchte uns noch einmal auf die Töpferscheibe setzen. Neu einmitten. Daran arbeiten, dass werden kann, was Gott sich gedacht hat.

Umkehr und Busse – damit soll niemand beschämt werden. Es ist die Einladung, das Leben neu auszurichten. Neu anzufangen. Sich in Gottes Hände zu begeben, die uns im Mutterleib geformt haben. Hier können wir vertrauensvoll beten: Vergib uns unsere Schuld, wie wir denen vergeben, die an uns schuldig geworden sind.

Ja, beten. Das ist so etwas wie ein Moment auf der Töpferscheibe. Wir geben uns Gott hin und erlauben ihm, an und mit uns zu arbeiten. Uns zu formen und zu prägen: Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden. Und auch mit meinem Leben.

Im christlichen Glauben geht es nicht in erster Linie um Dinge, die man glauben muss. Der christliche Glaube will unser Leben prägen. Gott möchte uns als Mensch formen. Er hat eine Vorstellung davon, was aus deinem und meinem Leben werden kann. Und auch davon, was wir als Gemeinde sein können.

Das Gebet ist ein möglicher Ort, wo Gott an und mit uns arbeitet. Ein Gespräch, in dem Gott uns zuspricht: Du bist wertvoll und ich kenne dein Potential. Und aus diesem tiefen Angenommensein können auch die Dinge zur Sprache kommen, die nicht in Ordnung sind. Die zerstören, anstatt aufzubauen. Das Gebet – ein Ort für Dankbarkeit und Umkehr.

Wenn Gott als Töpfer arbeitet, dann steht ihm dabei ein Bild vor Augen: Jesus Christus. Das ist die Vorlage. Mehr «Jesus» in dieser Welt – das schwebt Gott vor Augen.

Er möchte daher auch uns – dich und mich – so prägen, «dass wir ihm immer ähnlicher werden und immer mehr Anteil an seiner Herrlichkeit bekommen. Diese Umgestaltung ist das Werk des Herrn; sie ist das Werk seines Geistes.» (2Kor 3,18).  
**AMEN**

---

<sup>1</sup> «Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht», Mennonitisches Gesangbuch, Nr. 26